

Lew Kopelew

Lehrjahre eines Idealisten

Der dritte Teil der Autobiographie: Aufzeichnungen aus dem ersten Kreis der Hölle / Von Kathrin Meier-Rust

Als einen „grobschlächtigen Kerl mit vollem schwarzen Bart, der an einen Propheten aus der Bibel erinnert“, stellt Alexander Solschenizyn auf den ersten Seiten seines großen Romans „Der erste Kreis der Hölle“ die zentrale Figur des Häftlings Lew Rubin vor, jenen „Juden und Kommunisten“, der auch in langer Haft nie müde wird, die Wahrheit des Sozialismus zu verteidigen. Daß sich hinter der kraftvollen Gestalt des Rubin der Freund und Mitgefangene Lew Kopelew verbirgt, daraus haben weder Autor noch Modell je viel Hehl gemacht. Um so gespannter ist man auf den Bericht, den nun Lew Kopelew als dritten Band seiner Lebenserinnerungen über jenen Stalinschen Höllekreis vorlegt:

Lew Kopelew: „Tröste meine Trauer. Autobiographie 1947–1954“; aus dem Russischen von Heddy Pross-Weerth und Heinz-Dieter Mendel, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1981, 410 S., 38,— DM.

Ohne viel Umstände erfüllt der Autor gleich zu Beginn die Erwartungen all jener Leser, die sich von diesem Abschnitt seiner Autobiographie vor allem einen Schlüssel zu Solschenizyns Schlüsselroman erhofften. „Hochgewachsen, blond, in verwachsenem Offiziersrock. Ich sah wache, hellblaue Augen, eine hohe Stirn, über der Nasenwurzel scharfe, strahlenförmige Runzeln und eine unregelmäßige Schramme“: so sah der Neuankommende Lew Kopelew den Gefängnisbibliothekar Solschenizyn zum erstenmal. Aber auch ohne die direkten Verweise auf den „Ersten Kreis der Hölle“ sind Solschenizyns Romanfiguren in Kopelews Leidensgenossen leicht wiederzuerkennen. Oft stimmt der autobiographische Bericht über jene letzten Jahre vor Stalins Tod im Moskauer Spezialgefängnis Nr. 16 bis ins Detail mit dem dichterischen Zeugnis überein.

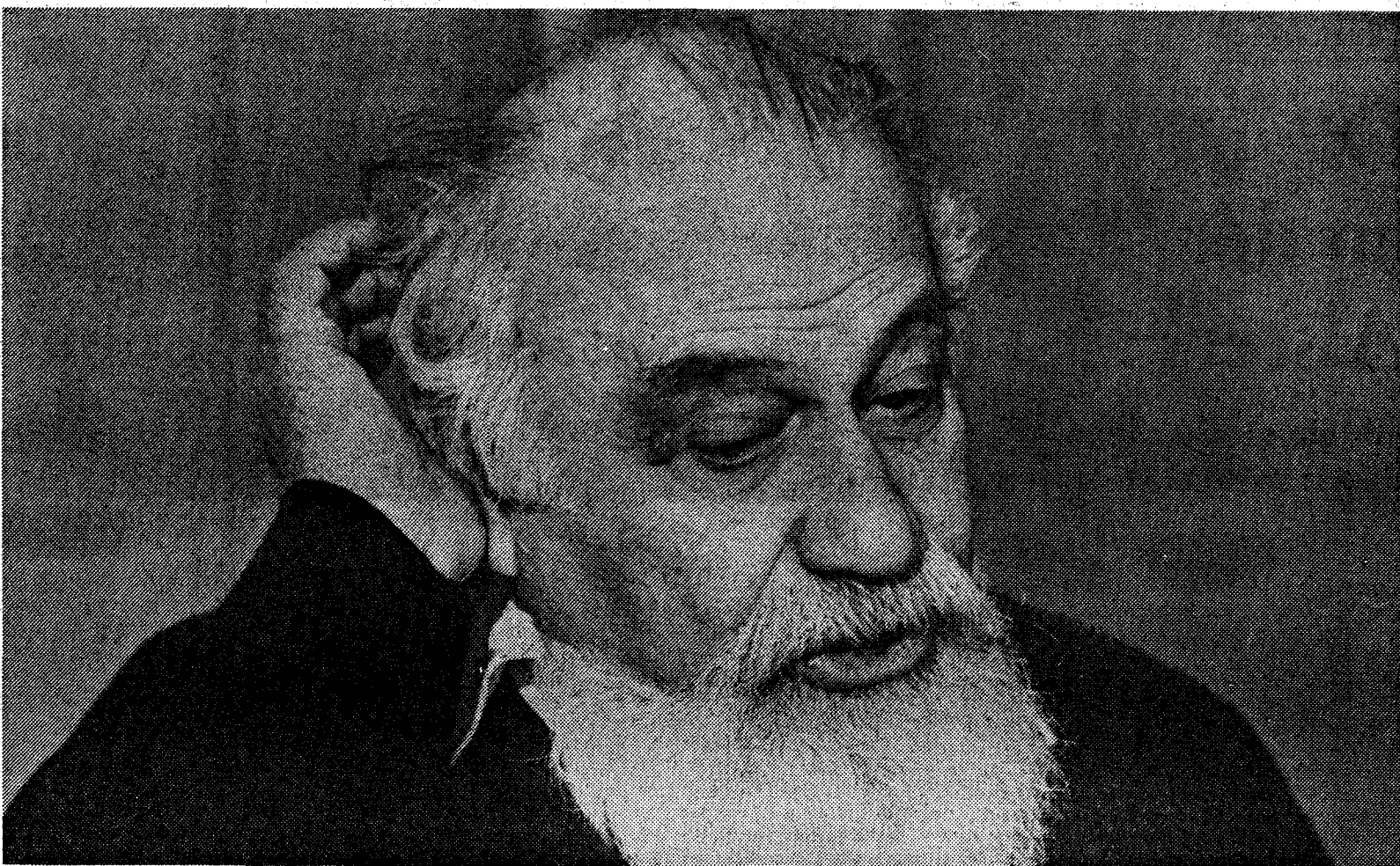
Hinter der Verflechtung beider Bücher steht die schicksalhaft-biographische Verbindung ihrer Autoren: Im Spezialgefängnis Nr. 16, der sogenannten „Scharaschka“ von Marfino am Stadtrand von Moskau, eingerichtet in einem ehemaligen Heim für Popenöhne und der dazugehörigen Kirche mit dem ergreifenden Namen „Gottesmutter, tröste meine Trauer“, trafen sich Lew Kopelew und der sechs Jahre jüngere Alexander Solschenizyn im Herbst 1947 zum erstenmal, beide als Häftlinge. Ihre Lebensläufe, die hier drei Jahre lang Pritsche an Pritsche verlaufen sollten, hatten sich schon viel früher aufeinanderzubewegt: Beide waren im Krieg wiederholt am selben Frontabschnitt eingesetzt ge-

wesen, hatten den Einmarsch der Roten Armee in Ostpreußen im Abstand von wenigen Stunden in derselben Gegend erlebt, wurden beide im Frühjahr 1945 von der Front weg verhaftet und unter dem berühmten Artikel 58 (wegen seiner beliebigen Dehnbarkeit und massenhaften Anwendung „der Große“ genannt) für „konter-revolutionäre Tätigkeit“ zu damals als milde geltenden Haftstrafen von acht beziehungsweise zehn Jahren verurteilt. Beide kamen nach einigen Jahren Lagerhaft auf Grund ihrer Ausbildung und Kenntnisse in die Scharaschka, Solschenizyn als Mathematiker, Kopelew als Philologe. (Schon das quasi gemeinsame Erlebnis Ostpreußen haben übrigens beide Autoren, in je eigener Weise, literarisch verarbeitet: Solschenizyn im Poem „Ostpreussische Nächte“, Kopelew im — chronologisch — zweiten Band seiner Autobiographie „Aufbewahren für alle Zeit!“)

„Das ist schon eine Art Verwandtschaft“, meinte Solschenizyn nach dem ersten Feststellen solcher Gemeinsamkeiten — sie wurde bald zur Freundschaft, die dann allerdings auch fundamentale Verschiedenheiten offenbarte. Über Jahre entspannen sich auf abendlichen Spaziergängen im Gefängnishof oder über die benachbarten Labortische hinweg hitzige Dispute: auf der einen Seite der (damals) unerschütterliche Trotz-allein-Kommunist Kopelew, ein „unverbesserlicher roter Imperialist“ wie er sich nun in der Rückschau nennt, der Stalins Genialität und den unaufhaltbaren sozialistischen Fortschritt standhaft verteidigt, auf der anderen Seite sein Widerpart, der enttäuschte Skeptiker Solschenizyn, ein bitterer Stalin-Hasser, dessen Zweifel damals, zu Kopelews Entsetzen, selbst den erhabenen Lenin und die Oktoberrevolution anzutasten begannen. „Peripatetische Geschichtseminare über das Schicksal Rußlands“ nennt Kopelew diese Endlosdiskussionen. Sie fanden also, wie man jetzt erfährt, nicht nur in Solschenizyns Fiktion, sondern auch in der Realität des Gefängnisses von Marfino statt. Hier wie dort gehören sie zum Faszinierendsten, was man aus dem Archipel Gulag überhaupt vernommen hat.

Nach seiner zweiten Verhaftung und Verurteilung verschlägt es Lew Kopelew, nun 35jährig, auf Grund seiner Sprachkenntnisse in die „Scharaschka“. So heißen in der Häftlingssprache jene Spezialgefängnisse, in denen wissenschaftlich oder technisch ausgebildete Gefangene zusammen mit „Freien“ an staatlich wichtigen Forschungsprojekten arbeiteten. In Marfino ging es um die Erforschung der menschlichen Stimme, das heißt um ihre akustisch-physikalische Zerlegung zum Zwecke der Chiffrierung und Identifizierung. Auf höchstpersönliche Order von Stalin sollte hier ein absolut geheimes, nicht abhörbares Telefon erfunden werden. Kopelew wurde als Übersetzer ausländischer Fachliteratur gebraucht (im Keller lagerten aus Deutschland abtransportierte Materialberge), bald aber auch als Sprachexperte bei statistischen Untersuchungen der russischen Umgangssprache.

Unter verhältnismäßig erträglichen Haftbedingungen, in einer Atmosphäre intellektueller Anspornung und mit der meist trügerischen Hoffnung vor Augen, sich dereinst mit einer Spitzenleistung die Freiheit verdienen zu können, wurde in der „Scharaschka“ nicht nur gut, sondern oft mit leidenschaftlichem Interesse gearbeitet. So wird auch ein hochgeheimer Spezialauftrag des Staatssicherheitsdienstes von einer Sonderbrigade, der Kopelew angehörte, mit vollem Einsatz erfüllt: die wissenschaftlich einwandfreie Identifizierung der Stimm-Identität eines „Verräters“, der die amerikanische Botschaft in Moskau anonym aus einem Telefonautomaten vor einem Spion gewarnt hatte. Auch diese Episode war also kein Einfall eines begabten Dichters, wie man damals bei der Lektüre des „Ersten Kreises“ angesichts solcher Raffinesse zu hoffen versucht war. Hier wurden tatsächlich die Begabtesten, Tüchtigsten und Gebildetsten des Landes in einer wissenschaftlichen Treibhausatmosphäre für die Perfektionierung der paranoiden Überwachungs-



Lew Kopelew, der Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels in diesem Jahr

Aufn.: dpa

maschine begeistert, deren Opfer sie selber alle waren. Die „Scharaschka“, die dem Häftling der gewöhnlichen Gulag-Hölle als Paradies erschien, war tatsächlich der Hölle erster, äußerster Kreis.

Zwischen Laborversuchen und Zählappellen, zwischen freizeitleichem Chinesisch-Lernen, Holzspalten und Blumenpflanzen wird schließlich auch im Scharaschka-Alltag das Ende der Stalin-Epoche spürbar. Wechsel in der Gefängnisleitung, Verschärfungen der Hausordnung, sinnlose Zerstörungsaktionen von wissenschaftlichem Material, lauter werdender Antisemitismus signalisieren Nervosität. Täglich droht der gefürchtete Abtransport ins Lager (der Solschenizyn schon 1950 erlebte). Endlich die Nachricht vom Tod des Diktators, sie leitet eine Periode allmählicher Lockerung ein.

An jeder Biegung wird die große Straße des Selbsterlebten in Lew Kopelews Bericht von zahllosen Pfaden fremder Schicksale gekreuzt. Er läßt die Betroffenen ihre Geschichte meist

selber erzählen, in Kunstmonologen, deren spontane, „gesprochene“ Sprache den Erzähler (auch noch in der Übersetzung) zum Leben erweckt. Dem Leser der ersten beiden Bände der Autobiographie ist diese Technik bekannt. Auch in ihr zeigt sich das kraftvolle Talent zum „Erinnerer“, als der sich Kopelew verstanden wissen möchte.

Doch im Mittelpunkt des Buches steht und bleibt der damalige Stalinist im stalinschen Gefängnis — Rubin möchte man ihn lieber nennen als Kopelew. Denn ohne spätere Einsichten in die Vergangenheit zu projizieren — Einsichten, die den Autor in den Jahren und Jahrzehnten nach der „Scharaschka“ zum Regimekritiker im Namen von Toleranz, Demokratie und Wahrheit wandelten — zeigt sich hier einer so, wie er damals war und heute nicht mehr ist: als weltfremder Querulant, der sich noch kurz vor Stalins Tod in einem Brief ans ZK über die sinnlose Vernichtung von Staatseigentum beschwert (und damit seinen Untergang riskiert); als verhassten marxistisch-leninistischen Utopisten, der

die desillusionierten Mitgefangenen beschuldigt, „vor lauter Gulag-Bäumen den großen sozialistischen Wald nicht zu sehen“; als einsamen Gläubigen, der Stalins Tod in einer Rumpelkammer beweint; als einen, für den Skeptizismus oder Resignation einer Sünde gleichkam, weil sich der idealistische Kampf für eine bessere Welt so früh, so zäh und so unlösbar mit der Partei Stalins verknüpft hatte.

Lew Kopelew lebt heute in der Bundesrepublik. Sein Protest gegen ideologische Dogmen und Tabus hat ihm ein spätes Exil eingetragen. Die Lebensläufe der ehemaligen Haftkameraden Solschenizyn und Kopelew haben also nach Jahren noch einmal die gleiche Richtung eingeschlagen. Doch die innere Distanz zwischen ihren politischen Überzeugungen hat sich seit jenen Disputen noch vergrößert. Aber heute ist es der ehemalige Skeptiker Solschenizyn, der den Part des russischen Gläubigen innehat, und der ehemals Gläubige Kopelew ist zum Verfechter von Pluralismus und Toleranz geworden.

Der Ruf nach dem Dialog

Die Geburt von Vertrauen

Berichte über Erfahrungen mit Diskussionen und Gesprächen / Von Fritz Eberhard

Der Ruf nach Dialog, nach „konstruktiver“ Diskussion wird zur Zeit an vielen Orten laut. Da rufen die einen nach dem Dialog mit der Jugend. Andere fordern, nun sollten die Supermächte endlich die Diskussion über Abrüstung beginnen oder wieder aufnehmen. Wir hören den Ruf nach „offener“ Diskussion der Parteioberen mit der Basis, der reichen Länder mit den armen, nach wirklicher Diskussion (statt Monologen) in den Parlamenten, und schließlich auch der Lehrer mit Schülern in Schule und Hochschule. Aus dem zuletzt genannten Bereich liegt nun ein schmaler Band vor, der aber auch für die vorher genannten Bereiche von Bedeutung ist:

Gustav Heckmann: „Das sokratische Gespräch. Erfahrungen in philosophischen Hochschulseminaren“; Hermann Schroedel Verlag, Hannover 1980; 122 S.; 15,80 DM.

Der Verfasser, Schüler des Philosophen Leonard Nelson, berichtet hier über seine jahrzehntelangen Bemühungen um Diskussionen nach sokratischer Methode. „Sokratische Methode im weitesten Sinne wird praktiziert, wo und wann immer Menschen durch gemeinsames Erwägen von Gründen der Wahrheit in einer Frage näher-

zukommen suchen.“ So beginnt das Buch. Erfahrungsberichte über sokratische Gespräche machen den größten Teil des Buches aus. In ihm werden Diskussionen über so verschiedene Gegenstände beschrieben wie: das Wollen, die Wahrheit, insbesondere in der Mathematik, die Freiheit, Wahrheit und Toleranz, das Sittengesetz. Heckmann erörtert auch die bei der Gesprächsleitung auftretenden pädagogischen Probleme.

Die Erfahrungsberichte sind keineswegs eine leichte Lektüre. Sie lassen ahnen, welche Anstrengungen — ja manchmal, welche Qualen — den Teilnehmern der Gespräche zugemutet wurden. Der Leser erlebt mit, welche Geduld, welche Mühe beim Erkennen und gar beim Ablegen von Vorurteilen, beim wirklichen Eingehen auf die Gedankengänge anderer Gesprächsteilnehmer und schließlich bei der klaren Fassung von Begriffen gefordert wird.

Der Gewinn aus solchen schwierigen Gesprächen wird aber ebenso deutlich. In ihnen entsteht Vertrauen in die Kraft der selbsterarbeiteten Überzeugungen und Vertrauen unter den Gesprächsteilnehmern. Heckmann erinnert an Pestalozzi, der es für entscheidend wichtig erklärte, daß man eine Überzeugung „zum Werk seiner selbst“ gemacht hat. Albert Schweitzer sah

in der jedem Menschen gegebenen Kraft zur Wahrheit die einzige Möglichkeit, den Kulturverfall aufzuhalten. Heckmann zitiert Schweitzer: „Nichts als dieses Ereignis an den vielen kann uns retten.“

Der politisch Interessierte denkt bei dem Lesen dieser Berichte über Vertrauen stiftende sokratische Gespräche an die vertrauensbildenden Maßnahmen, die einer allgemeinen Abrüstung vorausgehen sollen. Zeigt sich hier, in der Führung sokratischer Gespräche, am Ende ein Weg zur Bildung von Vertrauen zwischen Verhandlungspartnern auf Abrüstungskonferenzen, zur Bildung von Vertrauen zwischen Politikern und der kritischen Jugend?

Heckmann vergleicht das sokratische Gespräch, wie er es immer wieder geführt hat, mit dem sogenannten „rationalen Diskurs“ des Göttinger Philosophen Alexey und mit Platons Darstellung von Gesprächen mit Sokrates. Heckmann spricht im Anschluß an Sokrates von den „gewaltigen Weisen, die ein durchdachtes System im Kopf haben und die Antwort auf jede mögliche Frage schon vorher wissen“. Die können kein Gespräch mehr führen! Das können nur schlechte Menschen, die fähig sind, einen Sachverhalt anzuschauen, um von ihm zu lernen.

Das scheint so einfach, und es ist so schwer. Von den hier für Hochschulseminare, aber überhaupt für jede Forschung liegenden Möglichkeiten handelt dies Buch. So ist es zunächst einmal ein wichtiger Beitrag zur Philosophie-Didaktik. Aber es kann mehr leisten. Mit Hilfe der Lektüre könnten Politiker vielleicht doch noch von Sokrates lernen, fruchtbare Diskussionen zu führen. In ihnen könnte Vertrauen entstehen. Das Vertrauen könnte zu guten Kompromissen führen — und daß diese lebensnotwendig sind, wird wohl niemand bestreiten.

GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Th. Eschenburg
Jahre der Besatzung
1945–1949

1

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT F.A. BROCKHAUS

GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

H. P. Schwarz
Die Ära Adenauer
1957–1963

3

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT F.A. BROCKHAUS

GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

K. Hildebrand
Von Erhard zu Großen Koalitionen
1963–1968

4

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT F.A. BROCKHAUS

GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

K. D. Bracher
Republik im Wandel
1969–1980

5

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT F.A. BROCKHAUS

GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Hans-Peter Schwarz

1949–1957

Ein publizistisches Ereignis von historischem Rang

Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest und Eberhard Jäckel als Herausgeber und zwei traditionsreiche Verlage legen nun endlich das Standardwerk zur Geschichte unseres Landes vor. Die fünf Bände sind anschaulich und spannend geschrieben, aufwendig illustriert, eine vollständige, faszinierende und

beeindruckende Dokumentation der Zeit von 1945–1980. Hier wird Geschichte lebendig.

Band 2 ist erschienen: Hans-Peter Schwarz beschreibt auf 544 Seiten „Die Ära Adenauer“ von 1949–1957. Der Autor ist einer der besten Kenner dieser Epoche. Band 1 erscheint 1982, die weiteren Bände 1983–1985.

Subskriptionspreis Halbleder je Band DM 198,—; Leinen je Band DM 148,—. Das Werk wird nur geschlossen abgegeben.

Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in 5 Bänden. Band 2 im Buchhandel! Gegen Einsendung dieses Coupons erhalten Sie einen unfrühtlichen Prospekt von F.A. Brockhaus, Postfach 1709, 6200 Wiesbaden.

DVA F.A. BROCKHAUS